Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Verantwortl. Redakteur **E. A. Roßmäßler.**

Amtliches Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

Inhalt: Dem 30. Oktober ꝛc. — Das fünfte Humboldt-Fest. Von Th. Oelsner. (Fortsetzung.) — Unser Fuß und sein Kleid. Mit Abbildung. — Die Grundorgane der Pflanze. (Schluß.) — Kleinere Mittheilungen. — Witterungsbeobachtungen.

No. 44. **1863.**

Dem 30. Oktober 1863,

dem Geburtsjubiläum von Heinrich Cotta.

Der Obstbaum im Walde*).

Was machst du hier, mit süßer Frucht beladen,
Du greiser Baum, der einz'ge deiner Art?
Wohin ich seh', ich seh' nur schlanke Fichten
Und ihre Schwestern, Tannen, Kiefern, Lärchen!
Wer pflanzte dich in dieses Waldes Mitte?
Ließ hier ein Kind den Kern zu Boden fallen,
Als es zum Brod den süßen Apfel aß?
Und nun stehst du hier, jenes Kernes Sprößling,
Ein lebend Zeichen, daß nichts untergeht?
Wißt ihr's, ihr Tannen, wie in eure Mitte
Solch' seltener Genoß verschlagen ward?
Sieh da, der Tannen zarte Zweige
Durchweht, wie Geistergruß, ein luftiges Getön,
Und ihre Wipfel grüßen, leicht sich neigend,
Den alten Obstbaum, den sie dicht umstehn.
Auch seine Zweige werden laut, ich höre staunend
Ein deutlich Flüstern in den alten Zweigen,
Als trüg' die Luft auf ihren leichten Schwingen
Aus weiter Ferne Worte an mein Ohr!
Und immer heller, deutlicher vernehm' ich,
Wie in des Baumes dichter Blätterkrone
Sich Worte, wie sie Geister reden, bilden,
Bis sie sich also deutlich hören lassen:
„Wohl magst du, Wandrer, hier im dichten Walde
„Mich alten Obstbaum mit Verwundrung sehn!
„Einst stand ich nicht allein —, ein Haus stand neben mir,
„Ein Gärtchen dehnte sich zu meinen Füßen aus,
„Und frohe Menschen pflegten Haus und Garten,
„Befreiten mich im Herbst von meiner Bürde.
„Ein muntrer Knabe, seiner Eltern Glück,
„Ein echter Waldsohn wurde hier geboren, —
„Er hat gar oft an meinem Fuß gespielt. —
„Nun ist's vorbei! — Ich steh' allein, verlassen!
„Das Haus zerfiel, das Gärtchen ist verblüht,
„Die leere Stelle schirmen meine Aeste.

*) Heinrich Cotta, der größte deutsche Forstmann, wurde am 30. Oktober 1763 in der kleinen Zillbach, einer weimarischen Enclave in meiningenschem Gebiet, geboren und starb am 25. Okt. 1844 81 Jahre alt als k. sächs. Geheimer Oberforstrath und Direktor der Forstakademie in Tharand. Sein Vater bewohnte als Forstbeamter ein einsam im Walde gelegenes Haus, welches später verlassen wurde und zuletzt ganz verfiel. An seiner Stelle steht nur noch ein alter Obstbaum als letzter Ueberrest von Cotta's Geburtsstätte, oder stand damals (1844) wenigstens noch, wo ich obige Verse schrieb und in Tharand in einem geselligen Vereine vortrug. D. H.

„Vernimm nun, Wandrer, was der Knab' geworden!
„Er ging, doch nahm in seinem weichen Herzen
„Er treue Liebe zu dem Walde mit.
„Die hielt er fest, und aus des Waldes Sohne
„Ward er des Waldes Vater. Doch — nun ist er todt!
„Sie haben ihm im Wald ein Grab gebettet*),

*) Cotta wurde auf einer schönen Waldstelle, einem seiner Lieblingsplätzchen in Tharands reizenden Umgebungen, unter

„Gar weit von hier, ich kann nicht bei ihm stehn,
„Wie ich an seiner kleinen Wiege stand.
„— Doch mag's drum sein — ich bleibe hier, umschlossen
„Vom ernsten Wald der einz'ge Fruchtbaum, stehn,
„Wie Er im Walde stand, des Forschers Früchte tragend.

den 80 Eichen begraben, welche fast genau ein Jahr vorher an seinem 80. Geburtstage ihm seine alten und jungen Schüler gepflanzt hatten, und welche trotz des äußerst ungünstigen Bodens heute noch nach bereits 19 Jahren keine einzige Lücke zeigen.

Das fünfte Humboldt-Fest,

abgehalten zu Reichenbach im Voigtlande am 14., 15. und 16. September 1863.

Von Theodor Oelsner in Breslau.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die Vormittage des Fünfzehnten und Sechszehnten waren dem Besichtigen der Ausstellung gewidmet, welche in zwei unter sich verbundenen, gerade bequem leer stehenden Gebäuden, deren sämmtliche Wohnräume füllend, in reicher und wohlgeordneter Mannigfaltigkeit aufgespeichert war. Hinter der bekränzten Eingangspforte trugen zwei Pyramiden die Namen verdienter und weit über die Grenzen ihrer Heimstätte hinaus bekannt gewordener Voigtländer:

„Nicolaus Schmidt, Bauer, Astronom und Philolog, gest. 1671 in Mißlareuth."

„Friederike Caroline Neuberin, geb. in Reichenbach 1692."

„Carl August Böttiger, geb. in Reichenbach den 8. Juni 1760."

„Julius Mosen, Dichter, geb. in Marienev den 8. Juli 1803."

Böttiger ist ein bekannter deutscher Gelehrter, welchem insonders die Alterthumswissenschaft viel verdankt, sowohl in eigenen Forschungen, als auch hinsichtlich der Darstellung und des ihr erweckten Interesses in den Kreisen der Nichtgelehrten; er war nacheinander Rector in Guben, dann in Bautzen, Consistorialrath und Gymnasialdirector in Weimar, Studiendirektor und Oberaufseher über die Antikensammlungen in Dresden. Verfasser zahlreicher Schriften, war er auch länger als ein Jahrzehend Redacteur der geachteten und noch heut wichtigen Zeitschrift „Deutscher Merkur". Er starb 1835. Zu dem industriellen Gebiete, dessen Schwelle wir soeben betreten wollen, steht er sofern in näherer Beziehung, als bei der großen Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bestrebungen seine Thätigkeit auch diesem nicht fremd geblieben: er gab, in Verbindung mit dem unter Großherzog Carl August gegründeten Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar, ein „Journal des Luxus und der Moden" heraus, welches viel zur Förderung guten Geschmackes im deutschen Publikum beigetragen, und verfaßte für öffentliche Blätter fortlaufend geschätzte und sachkundige Berichte über die Leipziger Messe, wozu ihm seine ausnehmende, nur durch Studium, nicht durch eigenen Aufenthalt in den betreffenden Ländern erworbene Kenntniß englischer und französischer Zustände eine erhöhte Befähigung verlieh.

Die Neuberin war die Tochter eines aus Zwickau stammenden Juristen Weißenborn. Sie heirathete einen jungen Mann Namens Neuber (würde also nach unserem heutigen Sprachgebrauche nicht „Neuberin", sondern „Neuber" zu nennen sein) und ging mit diesem zum Theater, in welchem Lebensberufe sie erhebend und umgestaltend wirkte, und im Vereine mit dem Leipziger Professor Gottsched und seinen gelehrten Freunden im deutschen Bühnenwesen, das bis dahin von reisenden Banden der verkommensten Sorte getragen worden, den Grund legte, auf welchem dasselbe später zu seiner — nun leider auch vorübergegangenen — strahlenden Höhe künstlerischer Vollendung sich emporheben konnte. Sie starb 1760 im Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr ein Denkmal errichtet worden. Sie selbst ist auch als dramatische Schriftstellerin thätig gewesen.

Nicolaus Schmidt, sonst auch Cünzel*) von Rothenacker genannt, ward am 20. Januar 1606 in dem unweit Gera belegenen Dorfe Rothenacker geboren. Im 16. Jahre konnte er noch nicht lesen — nun, das war damals nichts eben Seltenes. Nun aber suchte er es, wider seines Vaters Willen, von einem Knechte zu erlernen, soweit es dieser selber verstand, und sodann auf eigene Hand weiter durch Achtgeben auf die richtige Aussprache des Predigers in der Kirche u. dgl. Sodann erlernte er bei einem Vetter, der Jurist war, ein wenig Lateinisch, und machte sich darauf an das Griechische, Hebräische, Syrische, Arabische, Persische, Armenische u. s. w. Die fremden Buchstaben malte er sich in der Scheune allenthalben an, um sie beim Dreschen stets vor Augen zu haben und sich besser einzuprägen. Er soll auf's Mindeste 8 Sprachen lesen und schreiben gekonnt haben und hinterließ ein in 51 Sprachen geschriebenes Vaterunser. Auch die Medicin und die Sternkunde nach damaligem Standpunkte dieser Wissenschaften studirte er und begann im Jahre 1653 Kalender herauszugeben. Seinen Berufsarbeiten lag er fleißig ob, beim Essen aber hatte er stets ein Buch vor sich, und das sahe man seiner Lernbegierde nach. Mag nun auch dieser Bauersmann schwerlich alle die gedachten Sprachen in der Weise innegehabt haben, wie man es von einem Gelehrten des heutigen Tages verlangen würde, so bleibt doch zu beklagen, daß so viel natürliche Gaben und so viel Drang und Ausdauer nicht an einen andern Platz gelangen konnten, wo sie, von Lehre und wissenschaftlichen Hülfsmitteln

*) d. h. kleiner Cunz oder kleiner Conrad, denn Cunz ist die Abkürzung von Conrad. Woher dieser Beiname, ist uns nicht bekannt.

geleitet und gefördert, vielleicht der Welt und der Wissenschaft zu hohem Nutzen geworden wären. Um wie viel besser dran ist hierin die Gegenwart, wo auch dem Aermsten die Erreichung von Lernmitteln und Unterricht immerhin viel zugänglicher ist als ehedem — wenn auch beiweitem noch nicht in dem Maaße, wie es sein müßte, wenn wirklich jedem Talente die Möglichkeit geboten sein sollte sich zu entfalten. Möchte aber auch, je bequemer die Arbeit wird, die Gegenwart an Beispielen so treuen, rüstigen Lerneifers nicht ärmer werden, wie das dieses Landmannes eins ist und wie sie die Jahrhunderte der wissenschaftlichen Armuth zum Theil in wahrhaft rührender, ja staunenswürdiger Weise darbieten!

Julius Mosen, dessen wir schon bei des ersten Festtages Beschreibung zu gedenken hatten, der obzwar hart und dauernd erkrankt noch mit uns lebende deutsche Dichter, ein treuer, begeisterter Sohn seines Vaterlandes, vielgeprüft von Jugend auf, edlen und tapfren Gemüthes, fruchtbarer Schriftsteller, ist seines Faches Jurist. Einfach, still und sittlich erzogen durch seinen Vater selbst, dann auf dem Gymnasium zu Plauen und auf der Universität Jena weitergebildet, entwickelte er früh poetischen Hang. Gänzlich mittellos, nach seines Vaters Tode, wanderte er gleichwohl gen Italien und durchreiste dies Land der Trümmer einer versunkenen Welt. Aber die Frucht dieser Reise, sein Gedicht vom „Ritter Wahn", fand keinen Verleger, und M. sah zur Wiederaufnahme seines Brotstudiums und dann zu kümmerlicher praktischer Thätigkeit sich gezwungen, bis er endlich nach Jahren als Dichter durchdrang und auch, als Advocat in Dresden, sich eine bessere äußere Stellung errang. In der erzählenden wie in der dramatischen und der lyrischen Form hat er uns mit Werken seiner Muse beschenkt, und manche davon haben unangefochtenen Ruhm sich errungen, manche — wie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Sandwirth Hofer" („Zu Mantua in Banden ꝛc."), „Der Trompeter an der Katzbach" u. a. — sind allbekanntes, allgesungenes Eigenthum des deutschen Volks geworden.

Doch — wir weilen noch immer am Thor, wir haben wohl Eile einzutreten, denn drinnen wartet des Sehenswerthen, ja des Aufmerkens- und Bedenkenswerthen viel auf uns. Mit flüchtigem Schritte durchmessen wir die Räume, wo die naturkundliche Belehrung mit einer Fülle von Gestalten auf uns eindringt, daß uns fast bang wird; nicht, als ob wir hierfür kein Interesse hätten, im Gegentheile weil wir, mit gutem Grund, gerade hier nachher ein ausführlicheres Wörtchen zu reden haben werden.

Wir schwenken sogleich ab in die gewerbliche Abtheilung. Oho, ohne daß man noch einen Blick auf die Adreßkarten mit ihren mancherlei aufgedruckten Preis-Denkmünzen geworfen, sieht man da mit erstem Blicke, daß die Herren Aussteller die hohe Schule der „Weltausstellungen" besucht haben! So geschmackvoll hätte man noch vor einem Jahrzehend in Deutschland schwerlich seine Sachen darzubieten gewußt. Da sind Sterne, Lauben, Thronhimmel, Blumensträuße — all' aus den farbigen oder gemusterten Stoffen geschweift und geschlungen, künstlich wie Tapezierarbeit. Aber ist's denn nicht genug, daß man die Waaren eben auslegt, oder aushängt, eine neben die andere, wie's die Garbe giebt? Nein, gewiß nicht! Denn erstens, es ist nöthig, und je größer eine Ausstellung, um desto mehr, daß ein jeder Aussteller das Auge auf sich, will sagen auf seine Waaren zu lenken sucht. Welcher Beschauer vermag denn jedem einzelnen Stücke nachzugucken, ja auch nur diesen und jenen Tisch nicht zu übersehen in dem gestaltenreichen und farbenblendenden Wirrsal so eines londoner Krystallpalastes oder pariser Riesengebäu's? Da gilt's denn, sich herauszuputzen, alsbald durch den Totaleindruck anzuziehen, durch die Decoration vernehmlich zu rufen und zu winken: hier bin ich! Wie es die Damen auf einem Balle machen. Sind freilich alle ohnedies schön, versteht sich; aber —. Und so lernten denn unsre Industriellen in den großen Concurrenz-Blumenkörben von London und Paris sich als liebliche Blumen zu entfalten, die vorüberwirbelnden Schmetterlinge und Bienen auf sich zu sammeln. Ob Honig drin, oder ob die Blume eine hohle bunte Tute, das werden die dann schon merken, wenn sie sich nur erst darauf niedergelassen haben.

Da sehen wir die farbenprächtigen und doch sanft ausschauenden Kaschemirs, Tibets und sonstigen feinen Wollenwaaren von Rehbach, von Grabner, von Seyferth in Reichenbach, von Arnold in Greiz, die Baumwollgewebe von Rätzer in Mylau, die Battiste von Jahn, die schönen bunten Stoffe von Häckel und von Fräger ebendort, die Halbwollwaaren von Schneider und von Liskowski in Reichenbach, die bescheidenen zarten Flanells von Schmidt und Mänkel in Reichenbach, von Johann David Häberer ebendort, jener Firma, die ihre Fabrikation bereits seit 96 Jahren in einem Hause treibt; — die farbig bedruckten Tischdecken von Ploß und Sohn in Reichenbach, von Louis Strödel ebendort ꝛc. ꝛc. .... wie vermöchte eine kurze Umschau all das zu sondern und festzuhalten, oder gar zu verzeichnen und zu prüfen? Nur Einzelnes tragen wir da und dort noch auf der Durchwanderung in unser Notizbuch. Wie der feine Faden entsteht, aus dem die Gewebe sich fügen und schließen, zeigen uns dort die Aufstellungen von Petzoldt und Ehret in Reichenbach (Kammgarn-Spinnerei) und von F. A. Neidhardt ebendort (Streichgarn-Spinnerei), vom Rohstoff bis zum fertigen Sortiment in allen Nummern. Was „Strickgarn" sei, weist uns Männern C. G. Böhn aus Reichenbach. Wie dann die Muster aus dem Gewirre farbiger Fäden sich bilden, das lassen uns die Musterzeichnungen und Jacquard-Cartons ahnen, welche die Sonntags- und Weberschule geliefert hat in lobenswürdigster Sauberkeit. Dort zeigt uns die Kunstwollfabrik von Dietzsch in Reichenbach, wie auch in Deutschland nur aus abgenutztem Tuch, aus Wolllappen und alten Strümpfen wiederum frische spinnbare Faser, frisch webfähiges Garn herzustellen ist; lange Zeit wußten wir zwar das Erstere zu vollbringen, mußten aber den Engländern das Verspinnen überlassen, es fehlten uns die Maschinen; jetzt soll uns auch dieses gelungen sein. Vergessen wir aber auch des belebenden Einwirkens nicht, welches Färber und Zurichter (Appreteur) auf die Waaren üben, sie, die ihnen Licht und Glanz verleihen; da lesen wir die Firmen: Georg Schleber in Reichenbach und H. Hempel in Reichenbach (das ist der Mann, welcher den Blumenkorb aus Stoffen zusammengesetzt). Ja die Farben, die Farben! Auf ihren Fittigen schwingt sich der liebliche Frühling in unsere Seele, mit ihren grüngoldenen Streifen und sterbenden Rosen schreibt der Herbst die Stimmung der Wehmuth an seinen Abendhimmel, von ihrer harmonischen Wirkung umflossen stiehlt sich der Zauber der Erscheinung uns in's Herz, aber wo sie feindlich, ihrem innern Gesetze zuwider verwebt sind, stoßen sie ab, beleidigend dem Auge, wie Mißklang und heisere Stimme dem Ohre, und manch schönes Wesen, welchem Farbengefühl nicht angeboren ward, möge bei einem Maler oder einem gewiegten Muster-Erfinder (Dessinateur) ein wenig Lehre nehmen. — Weiter! und nun zu dem Zartesten, das weibliche Hand zu schaffen vermag. Da liegen sie ausgebreitet, die be-

rühmten Stickereien des Voigtlandes! Dort die Wundersachen von Schmidt in Plauen, durch Elfen-Finger bereitet, haben bereits die londoner Pilgerschaaren in Staunen versetzt, warum sollten sie dasselbe nicht auch uns thun? und den Männern, die herzlich wenig von der Sache verstehen, noch mehr als den Frauen, deren Empfindung vielmehr richtiger als Entzücken bezeichnet werden muß, welches sie von dem gestickten Kästchenüberzuge und den Kißchen und der Klingelschnur und dem Stuhle und den vor lauter Feinheit nur symbolisch anwendbaren Taschentüchlein und den Kanten und Spitzen und — und — — gar nicht fortkommen lassen. Dort stehen auch noch 4 Fenster-Vorsetzer, auf denen der ganze Hergang bei der Stickerei abbildlich dargestellt ist und zwar selber wieder gestickt. Auch mechanische Stickerei, d. h. mit der Maschine bewirkte, ist vorhanden; aber sei sie noch so accurat, noch so schön von Muster, sie wird doch dem freien Schwunge der Hand nicht gleichkommen, wird doch nur Formen schaffen können, die sich periodisch wiederholen.

Hier glänzen noch die Firmen: Böhler und Sohn in Plauen, mit dem furchtbaren Namen „verwittw. Todtschinder", Matthes in Lengefeld, Hetzer in Auerbach, Mammen in Plauen; dann die Nähschule in Auerbach (Factor Lange) und die Stickschule in Erlbach. Buntstickerei lieferte Ernestine Paul. Im andern Zimmer aber finden wir wieder andere Art: große gestickte Umschlagtücher zu fabulos billigen Preisen, von Tröltzsch und Jacob in Reichenbach. Was verdient eine Stickerin solcher Art? fragen wir. „Nach Umständen zwei bis sechs Neugroschen täglich." Das ist blutwenig; wie da leben? Ein Blick auf die Kehrseite der zarten Fadenarbeit, deren Werke so hold und verlockend aussehen! Wäre es nicht besser, die Tücher theurer zu bezahlen und die Arbeiterinnen mehr verdienen zu lassen? Aber wer, die Hand auf's Herz! wer unter euch, die so fragen, wird freiwillig auch nur einen Groschen mehr ausgeben als ihm abgefordert wird? und wer wird nicht stets dahin gehen, wo ihm bei gleicher Güte der niedrigste Preis gestellt wird? Wie ist da zu ändern, zu helfen? Antwort: Geduld, die Wissenschaft, ja wieder: die Wissenschaft wird es herausfinden, und sie ist sehr eifrig damit beschäftigt, über die da zu Grunde liegenden Bedingungen in rechte Erkenntniß zu gelangen; und die gesunde Praxis wird dann auf diesem Grunde mit Erfolg wirken und Einrichtungen schaffen können, die in's Blaue hinaus, vom bloßen Mitgefühl ohne Rücksicht auf die zwingenden Verhältnisse der Wirklichkeit eingegeben, zwecklos wären, ja vielleicht zweckwidrig, schädlich.

Mustern wir nur rasch weiter! Noch ein in Reichenbach vorzugsweise gepflegter Gewerkszweig fällt uns auf, die Kürschnerei; ein ganzes, kostbares Zimmer voll Rauchwaaren giebt davon Zeugniß. Wie hat sie sich gerade hier so heimisch gemacht, weit von dem wald- und wildreichen Osten und der schaurigen Zobel-Heimath? ... Halt, hier ist auch noch der Sicherheit-Briefcouverts zu erwähnen von Gebrüder Uebel in Netzschkau; unter dem Papier oder auch zwischen demselben liegt ein Gewebe, welches das Zerreißen hindert, für Geldbriefe schätzbar. Ein ähnliches dünnes Geweb, vielfach aufeinander geklebt, giebt das steife Futter zu Damenhüten. — Dort hängt, von Frauenhand, ein Fußteppich mit Abfällen von allerlei Zeugen durchstrickt, weich und warm für den Winter und blumig von Ansehen. Dort, unter mancherlei Schuhwerk, liegen Reitgamaschen von Leder oder Ledertuch zum Ersatze der schweren Reitstiefeln, durch eine besondere Schienen-Vorrichtung rasch zu befestigen. Da sind Maschinen, Maschinentheile, Werkzeuge aller Art, aus Braun's Fabrik in Reichenbach; dabei eine von den Besuchern vielbeschäftigte Kartoffel- und Apfelschälmaschine, und — eine ganz respectable Draisine. Freilich ist dieses Reisewägelchen eleganter und wohl auch praktischer, als des guten Forstmeisters ursprünglicher Reitbock*). Wie sinnig die Tretbretter unter'm Spritzleder versteckt sind, daß der Unkundige, wenn er das Fahrzeug ohne jeglich Vorgespann heranrollen sieht, schlechterdings glauben muß, es treib' es der leidige Gottseibeiuns. Ob dieserlei Fußarbeit für hartnäckige Unterleibsleiden eines versessenen Schreibtischmenschen noch diensamer ist, als die gewöhnliche ohne Draisine, haben wir noch nicht probirt, wollen es aber sofort, wenn uns Jemand ein solch Spiel- und Fahrzeug zum Geschenk macht.

Weiter — hierhin, dorthin! — Zierliche gußeiserne Oefen von Morgenrothhütte, Ornamente und gepreßte Hölzer von Wilh. Geyer in Plauen, Holzschnitzereien zu Möbeln u. s. w. von Lippold in Reichenbach, Möbeln zu Bequemlichkeit und Luxus von Neuberger ebendort, Musik-Instrumente von Robert Schuster in Markneukirchen, schöne Buchbinderwaaren von Bahmann und von Zöphel in Plauen, von Ströbel in Reichenbach; die Drechslerkunst vertreten durch Pax in Reichenbach, die Silberarbeit durch Böhme daselbst, und für den Schnabel Etwas vom Conditor Böcke. Von Usbeck in Plauen Wohlgerüche, von Uhlemann in Reichenbach Dinte, von Gottlob Diebel ebenda ein Gummi-Ventil, von W. Kölbel daselbst ein Bleizug, der, freundlichst in Thätigkeit gesetzt, vor unseren Augen die Bleibänder entstehen läßt, welche man zum Verglasen der Fenster ꝛc. braucht. Maschinenriemen und dazu bearbeitete Leder von Morgner in Greiz; Drahtriemen (Treibriemen aus Draht) vom Seiler Jul. Sauer zu Plauen; Hufeisen in manchen Formen für kranke und absonderliche Hufe; Messingwaaren, Zinnwaaren; unter letzteren (von Schmid in Reichenbach) manches Bemerkenswerthe, Neue. Messingdrahte vom Messingwerke zu Nieder-Auerbach. Spritzenschläuche, Siebe, Kämme für Spinnereien von Müller in Reichenbach. Wollfett, d. h. bei Entfettung der Wolle gewonnenes, von Heinr. Albert in Reichenbach. Die Lithographie vertreten durch Hildebrand in Reichenbach, die Photographie durch Straffer daselbst und H. Fritz in Greiz.

*) Forstmeister v. Drais in Mannheim erfand i. J. 1817 ein Fahrzeug zum Selbstfahren in Gestalt eines zweiräderigen Reitbockes. Dieser Apparat, auf dem man mit den eigenen Füßen sich fortruderte, war noch nicht sowohl ein eigentlicher Wagen, als vielmehr nur bestimmt, das Gehen zu erleichtern, indem er den Beinen das Tragen der Last des Körpers abnahm und ihnen nur die Gehbewegung überließ.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Fuß und sein Kleid.

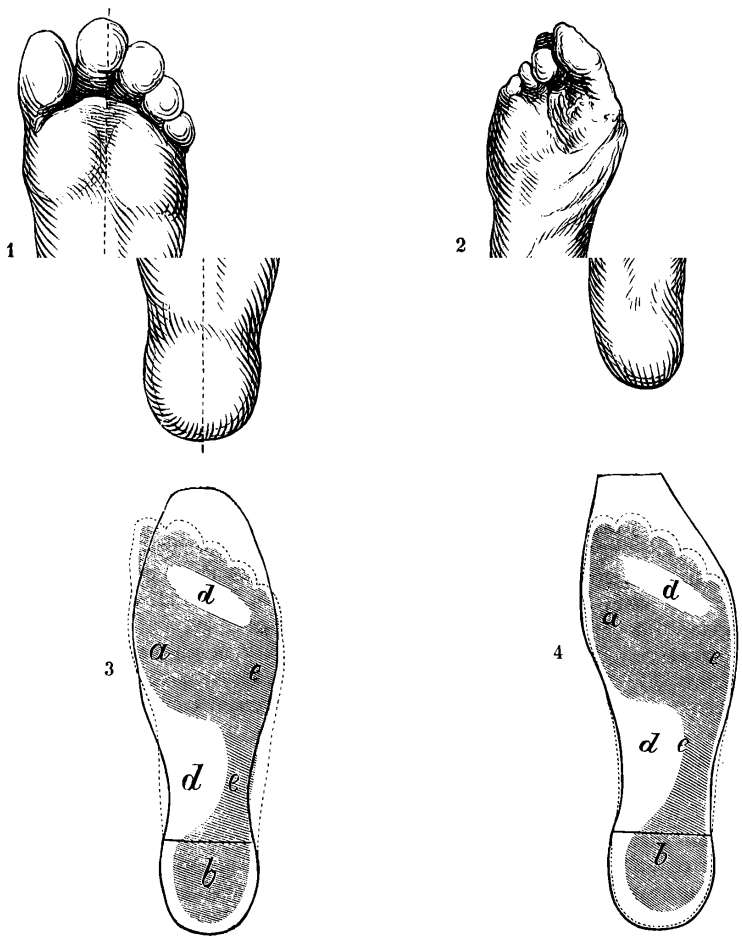
Meine vortreffliche Freundin Fanny Lewald-Stahr hat es in ihren „Osterbriefen" gesagt, und nicht blos gesagt, sondern uns in unser Gewissen hinein bewiesen, daß unsere Klagen über schlechte Dienstboten größtentheils auf

uns selbst zurückfallen, die wir dieselben durch schlechte Behandlung erst zu schlechten machen. Derselbe Fall ist es mit den zwei Dienstboten, deren Dienstobliegenheit es ist, uns zu tragen, zu tragen indem wir ihnen dabei drückende Fesseln anlegen.

Indem ich mich dieser zwei armen Dienstboten hier annehmen will, bin ich eben so wenig der Erste, der dies thut, wie es die geistvolle Frau in ihrem Falle ist, und dennoch haben wir beide noch wenig Aussicht, daß unsere Anwaltschaft viel helfen werde. Hier wie dort kämpfen wir mit der Dummheit, mit der bekanntlich Götter selbst

lassen, in der „Heimath" auch einmal für den Fuß die Hand zu rühren, da es einmal meine Liebhaberei ist, mich der Bedrückten anzunehmen, wer sie auch seien. Unser Fuß ist in der Gesellschaft unsrer Körpertheile der niedrigste, und den Stolzen ist es daher ganz angemessen, daß sie ihn als solchen ansehen und behandeln, obgleich dies nur zu ihrem eigenen Schaden geschieht.

Zwei Paar Zwillingsgeschwister theilen sich in das Amt, unseren Leib in Wechselverkehr mit der Außenwelt zu bringen, damit er nicht träg und passiv zum faulen Gauch werde. Darum sind auch beide nach demselben



1. Sohle eines wohlgebildeten Fußes. — 2. Sohle eines durch den Schuh verkrüppelten Fußes. — 3. Verhältniß der Fußsohle zur einbälligen Stiefelsohle, a Ballen der großen Zehe, b Hacke oder Ferse, c der äußere Fußrand, d d Stellen wo der Fuß den Boden nicht berührt, e Ballen der kleinen Zehe. — 4. Sohle eines dem Fuße angepaßten zweibälligen Schuhes, Buchstaben wie vorher.

vergeblich kämpfen. Ja, die Dummheit, gegen die ich jetzt meine scharf gespitzte, in schwarzes Blut getauchte Waffe kehre, ist sogar noch größer als meiner Freundin Gegnerin, die freilich noch die Lieblosigkeit zur Bundesgenossin hat.

Eine Sache „hat Hand und Fuß" sagen wir, wenn sie tüchtig ist. Warum also nehmen wir uns dieser beiden in ihrer Leibhaftigkeit nicht besser an, oder vielmehr warum des zweiten nicht eben so wie der ersten?

Man möchte Bedenken tragen, noch ein Wort zu Gunsten des Fußes zu schreiben, denn wir haben bereits eine ganze Literatur darüber. Dennoch kann ich es nicht unterGrundplane gebaut. Aber neben dieser Gleichheit besteht dennoch ein Gegensatz der feineren Ausprägung, und in diesem besteht einer der Unterschiede zwischen uns und unserem nächsten Thierverwandten, dem Affen, der nicht zwei Hände und zwei Füße hat, sondern vier Hände, die zugleich Füße sind. Aber eben in dieser gegensätzlichen Ausprägung liegt für uns ein stolzer Vorzug. Die Affen haben 4 Hände und 4 Füße und doch keines von beiden recht. Bei dem Affen vertreten fast in allen Thätigkeiten die einen die andern. Das die Menschenwelt beherrschende Princip der Arbeitstheilung ist bei ihnen eben noch nicht

durchgeführt. Bei uns können die einen den andern höchstens helfen. Mit der Krücke helfen die Hände den Füßen gehen, und dem Organisten helfen die Füße Orgel spielen.

Die Verwandtschaft beider drücken wir — eine Bemerkung, die recht eigentlich in unsern Artikel gehört — unter anderem auch dadurch aus, daß wir beider sehr verschieden beschaffenes Kleid mit demselben Namen benennen. Wenigstens wir Deutschen thun dies, vielleicht weil das deutsche Wesen vor anderen Nationen wenns einmal drauf ankommt „Hand und Fuß" beisammen hat.

Aber vergleichen wir unsere Schuhe mit unseren Handschuhen: welch ein Unterschied!

Der Handschuh schmiegt sich auf das bequemste der Hand an, wärmt sie ohne sie zu drücken, schmückt sie ohne sie zu verunstalten.

Wenn dies beim Schuh oft, ja meist anders ist, so ist das freilich großentheils darin begründet, daß der arme sich oft in sehr unsauberer Lage befindet und nicht selten ein erkleckliches Theil eines der kleinen deutschen Vaterländer an seiner Sohle schleppt; ist ferner darin begründet, daß seine Amtsobliegenheit ihn der gewaltsamen Abnutzung unterwirft.

Weshalb finden wir den Fuß, ich meine den unbekleideten, so selten schön? Ist er es von Natur nicht, oder hat er seine Schönheit durch Verunstaltung verloren? Beides. Der sandalen-bekleidete gepflegte Fuß des Römers mochte wohl schön sein, und der im leichten Pantoffel steckende Fuß der Morgenländerin ist es noch; aber der kothknetende breitgelaufene Fuß des Tagelöhners kann es nicht sein, und fast noch weniger ist es der in permanenter Tortur seufzende Fuß des Dandy.

Daß wir überhaupt so zu sagen gar keine Kritik für die Schönheit des Fußes haben, mag wohl daher kommen, daß wir so selten entblößte Füße sehen, und die wir gewöhnlich sehen meist häßlich sind. Unser Lob eines hübschen Fußes kommt daher meist mehr dem Schuster zu Gute, während dieser doch eigentlich der Marterknecht des armen Fußes ist, der, wenn er einmal von seiner Fessel befreit ist, es bereits verlernt hat, sich aufathmend zu strecken. Solch einen Verkommenen zeigt uns unsere Fig. 2*). Vergleichen wir ihn mit einem gesunden Fuße (Fig. 1), so erinnern wir uns an das Gedränge vor einem Schauspielhause, in dem eine geschmackverderbende Berliner Posse gegeben werden soll. Das wogende Drängen hebt zuweilen Einen, der nicht Widerstandskraft genug besitzt, vom Boden und dann quillt er förmlich über die schulterarbeitende Masse empor. So ergeht es außerordentlich oft der armen zweiten, wenn nicht gar auch noch der dritten Zehe, wie es uns eben die Figur zeigt.

Wie arg die Herren Collegen von Hans Sachs unseren Füßen mitspielen, davon kann man sich leicht hundertfältig auf jedem Badeplatze überzeugen. Da sieht man Füße, die sich zu einem gesunden Fuße verhalten wie eine alte, aus einzwängender Felswand hervorgewachsene knorrige Kiefer zu dem schlanken Baume eines gesunden Bestandes.

Wir lernten in der Anthropo-Trigonometrie (Nr. 32 d. J.) die Versöhnung der Schneiderkunst mit der Natur kennen; möchte doch endlich auch unter den Schuhmachern ein solcher Messias erstehen! Womöglich aber, wie bei der Schneiderei, einer aus ihrer eignen Mitte. Gustav Adolf Müller heißt er bei den Schneidern; er muß also bei den Schuhmachern Gustav Adolf Schulze heißen. Ein Gustav Adolf muß er aber sein; die Protestanten gegen den Despotismus der Stiefeln brauchen einen solchen tapferen Schweden.

Fangen die Schuhmacher wie Ein Mann an — denn viele Einzelne thun es schon — ein sie schändendes Sprichwort „Alles über Einen Leisten schlagen" zu Schanden zu machen! Ihr Leisten sei der gesunde lebendige Fuß.

Unser Jahrhundert des Fortschritts hat allerdings auch auf diesem Gebiete einen epochemachenden Fortschritt gemacht. Es war um die Zeit der Befreiungskriege — meine bejahrten Leser werden sich dessen noch erinnern — da wurden wir auch von den zweibälligen Stiefeln befreit, die wir, um sie nicht schief zu laufen, alle Tage wechseln mußten. Da begann die große Epoche des einbälligen Schuhwerks, wo auch die Stiefeln und Schuhe sagen durften: „Niemand kann zweien Herren dienen."

Seit diesem mächtigen Fortschritt ist aber in der Mehrzahl das Schuhmachergewerk stehen geblieben, und wenn wir die Bauerburschen mit den neuen ungefügigen Stiefelungethümen über der Schulter vom Jahrmarkt heimkehren sehen, so wissen wir, daß zwar das große Princip des Rechts und Links daran zur Geltung gekommen ist, aber auch weiter nichts. An den Ungethümen, die sich zu den Meisterwerken großstädtischer Schuhkünstler verhalten wie ein Luntenschloßgewehr zu einer Zündnadelbüchse, kann allenfalls der Witz zur Wahrheit werden, daß Einem sein Stiefel etwas drückte, und als er ihn auszog und umkehrte — siehe da fiel eine Lichtputze heraus.

Scherz bei Seite; — es ist nachgerade Zeit, daß auch in die „Schusterjungen" gleich vom Aufdingen an etwas anatomisches Bewußtsein oculirt werde, denn es kommt ja nur darauf an, daß ihr Auge nicht blos den Leisten sehe, sondern auch den menschlichen Fuß, der sich nicht nach dem Stiefel zu richten hat, sondern umgekehrt.

Freilich ist die Kunst kaum geringer, einen guten Stiefel zu machen als einen guten Rock. Sehen wir an uns selbst den einen Fuß nackt und den andern im Stiefel, auch wenn dieser ganz gut sitzt, an, und blicken wir auf der Straße den Leuten auf die Füße mit hunderterlei Stiefelspielarten, wahrhaftig dann müssen wir begreifen, daß es eine Kunst ist, einen gut aussehenden und zugleich bequemen Stiefel zu machen. Besonders leuchtet uns das ein, wenn wir eine normale Fußsohle (1) mit der Sohle des Stiefels für diesen Fuß vergleichen. Das ist geradezu haarsträubend, wenn wir dazu den Ballschuh einer Dame wählen. Der Tanz soll eine Lust sein, und mag Mancher eine Qual werden. Größer als diese ist aber der Ruhm eines „niedlichen Füßchens". Und Solche spotten noch über die Chinesinnen! Bis zum schönen Geschlecht ist überhaupt der vorhin gerühmte Fortschritt kaum noch durchgedrungen; bei ihm sind einbällige Schuhe eine Seltenheit.

Ein Blick auf Fig. 3 und 4 belehrt uns über die Wichtigkeit dieses Fortschritts; wir sehen alte und neue Zeit vor uns, oder vielmehr alte und neueste, kaum erst noch dämmernde Zeit, denn Fig. 4 zeigt uns eine einbällige Stiefelsohle, wie sie nach der Form der Fußsohle sein muß.

Allerdings sieht ein Schuh nicht schön aus, welcher sich in seinem Sohlen-Umriß ganz allein nur nach dem der Fußsohle richtet, und wir sehen auch an Fig. 4 von diesem abgewichen, indem oben über der Zehenlinie ein nicht unbeträchtlicher überflüssiger Raum blos des bessern Aussehens wegen zugelassen worden ist, der aber doch insofern seinen Nutzen hat, als er den Zehen freien Spielraum läßt. Ueberhaupt der Spielraum neben dem erforderlichen richtigen Anschmiegen des Schuhes an den Fuß ist ein Haupterforderniß eines guten Schuhes. Der Spielraum

*) Die Abbildungen entlehne ich einem eben erschienenen sehr empfehlenswerthen Schriftchen: Dr. G. B. Günther, über den Bau des menschl. Fußes u. dessen zweckmäßigste Bekleidung. Leipz. u. Heidelb. b. C. F. Winter. 1863. (Mit 65 Holzschn.)

darf aber auch nicht zu groß sein, weil dies bei jedem Schritte ein Gleiten und zuletzt ein schmerzhaftes Reiben der Fußhaut bis zur Entstehung von Blasen bewirkt. Der Schuh muß gewissermaßen eine möglichst gleichmäßig dem Fuße sich anfügende Haut sein.

Der schlechteste Theil der Schuhe oder Stiefeln, der unbedingt zu verwerfen ist, ist der Absatz, weil dieser den von Natur horizontal auftretenden Fuß in eine vorwärts geneigte Lage bringt und so die ganze Körperlast auf die Zehen schiebt und diese in die Spitze des Schuhes einkeilt. Um diesen letzteren Uebelstand zu vermeiden oder wenn denn nun einmal Absätze sein sollen, möglichst zu verringern, ist eine Rücksicht zu beobachten, welche man unbedingt als eine der wesentlichsten bei Herstellung eines guten Schuhes bezeichnen muß. Wenn ein Schuhmacher Maaß nimmt, so verfehlt er nie, diese Rücksicht zu nehmen und dennoch ist sie dann sehr oft an dem fertigen Schuh schlecht ausgeführt. Ich meine das Anschließen des Oberleders über dem Spann, welches durch das Umlegen des Meßbandes von der Ferse aus über den Spann (den Fußrücken) bestimmt wird. Schließt der Schuh hier in der Fußbeuge richtig an den Fuß an, so darf immerhin der Zehenraum etwas zu weit sein, denn da jenes Maaß den Fuß am Vorwärtsgleiten hindert, so können die Zehen beim Gehen nicht vorwärts nach der Schuhspitze gedrängt werden. Diesen Dienst können die Schuhe wegen des kurzen Oberleders nicht vollständig leisten und darin liegt ein Vorzug der Stiefeln vor den Schuhen.

Gewiß hat Günther Recht, wenn er sagt (a. a. O. S. 13), daß bei den „sogenannten Culturvölkern" die meisten Füße verkrüppelt sind. Das verdanken wir einestheils den Herren Schuhmachern, anderntheils der Verkehrtheit der Fußinhaber, welche unpassende, d. h. der Form und Natur des Fußes zuwiderlaufende Schuhe fordern.

Der persönliche Verkehr, einer der wichtigsten Vermittler des Volkslebens, ist in hohem Grade bei der Beschaffenheit der Fußbekleidung betheiligt, und darum ist die Behandlung dieses Thema's in der öffentlichen Debatte und auch in unserem Blatte zu jeder Zeit am Platze.

Wir fürchten uns fast stets vor den ersten Gängen in einem Paar neuer Stiefeln, weil wir wissen, daß unsere armen Füße sie sich erst zurechttreten müssen; und wenn das in einiger Zeit erfolgt ist, so ist der Erfolg mehr der, daß wir uns an die lästige Unbequemlichkeit gewöhnt haben, als daß diese beseitigt worden ist.

Ich weiß nicht, ob es allgemein oder von mir blos im Kreise meines Aufmerkens beobachtet ist, daß die Offiziere fast stets sehr zweckmäßige, d. h. über den Zehen breite und vorn abgestumpfte Stiefeln tragen. Weil bei ihnen das Gehen ein wesentlicher Theil ihrer Arbeit ist, so sorgen sie für einen bequemen Gang.

Thun wir Anderen es ihnen nach und lassen wir uns nicht länger auch noch von den Schuhmachern tyranniſiren.

Die Grundorgane der Pflanze.

(Vergl. Nr. 7 und 10.)

(Schluß des Artikels in Nr. 42..)

Die Farbstoffe, welche in verschiedenster Weise im Pflanzenreiche auftreten, kommen wesentlich in zwei verschiedenen Gestalten in den Zellen vor: als Körnchen und als Lösungen im Zellsafte.

Der verbreitetste Farbstoff, die allgemeine Farben-Uniform der Pflanzenwelt, das Grün, war schon in unserem ersten Jahrgange (1859, Nr. 14) für uns ein Gegenstand ausführlicher Besprechung, so daß wir wie vorhin beim Stärkemehl auch hierüber uns auf wenige Bemerkungen beschränken dürfen. Weil das Blatt der vornehmlichste Träger der grünen Farbe ist, nennt man den grünen Farbstoff Blattgrün oder Chlorophyll (zuweilen auch Phytochlor, was allerdings sowohl sinnrichtiger gebildet als auch allgemeiner bezeichnend: Pflanzengrün, den Vorzug verdient und erhalten sollte). Das Blattgrün kommt mit verschwindend geringen Ausnahmen stets in der Form von kleinen meist etwas unregelmäßig gestalteten runden Kügelchen vor, bei einigen Algen (z. B. der Gattung Spirogyra) erscheint es in den langen Zellen der Zellenfäden in der Form eines zierlichen, schraubenförmig gewundenen ausgezackten Bandes, und nur als ganz seltene Ausnahme findet es sich im Zellsafte gelöst, z. B. in der Schale oberflächlich im Boden liegender vergrünter Kartoffeln. Weder jene Körnchen noch die Spiralbänder der Algen werden ganz von dem Blattgrün gebildet, sondern bestehen aus einer anderen Grundmasse, welche blos von dem Blattgrün durchdrungen und gefärbt ist. Die Sonne bleicht das Blattgrün in vielen Fällen leicht aus und mit Weingeist läßt es sich als eine wachsartige Masse ausziehen. Das farblos zurückbleibende Körnchen besteht dann oft aus Stärkemehl, mit dem das Blattgrün überhaupt vielleicht eine große Verwandtschaft hat. —

Es ist bekannt, daß für gewöhnlich grüne Pflanzentheile farblos bleiben, wenn sie unter Abschluß des Sonnenlichtes erwachsen. Doch scheint die Betheiligung des direkten Sonnenlichts wenigstens keine ausnahmslose Bedingung zur Hervorrufung der grünen Farbe zu sein, da man nicht selten unter der vollkommen undurchscheinenden äußersten Rindenschicht eine zweite findet, welche man ihres Chlorophyllreichthums wegen geradezu Grünschicht genannt hat.

Unsere abgebildeten Zellen Fig. 8—10 zeigen uns, daß die Chlorophyllkörnchen bald mehr nur an der inneren Zellenwand angelegt sind, bald dieselben ganz vollstopfen. Dadurch sowohl, als durch die geringere oder größere Dicke der selbst stets blattgrünlosen Oberhaut wird das hellere oder dunklere Grün namentlich der Blätter bedingt.

Bei Erkrankung und beim Absterben, namentlich auch bei der Herbstfärbung verwandelt sich das Blattgrün in einen gelben und braunen (Xanthophyll) oder in einen rothen Farbstoff (Erythrophyll), was zuweilen mit einem regelmäßigen Verlauf des Vordringens der Verfärbung verbunden ist.

Ehe wir die übrigen Pflanzenfarben anschließen sei nochmals daran erinnert, daß nur in wenigen Fällen die Zellenhaut selbst die Trägerin der Farbe, sondern daß diese mit seltenen Ausnahmen farblos und durchsichtig ist. Im Innern der Zellen finden wir die Farbstoffe der blauen

Farbenreihe: Blau, Violett und Karminroth im Zellsaft gelöst, die der gelben Reihe: Gelb, Orange und Zinnoberroth gleich dem Blattgrün in der Form von Körnchen. Hiervon kommen nur seltene Ausnahmen vor; so ist z. B. in den gelben Georginen der Farbstoff im Zellsaft gelöst, in den blauen Blumenblättern der Strelitzien der blaue aus Körnchen gebildet.

Die mehr blassen oder tiefen Farbentöne werden ersichtlich durch das Mengenverhältniß des aufgelösten oder körnig vorhandenen Farbstoffs zum auflösenden Zellsafte bedingt, wie dies Fig. 14 (Nr. 42, S. 666) an der mittelsten Zellenreihe andeutet, wo die zweite und die fünfte Zelle heller schattirt sind, weil an dem Präparat diese Zellen reicher an (karminrothem) Farbstoff waren. Dieses Präparat eben so wie das von Fig. 15 bestätigen das a. a. O. S. 665 gesagte, indem unmittelbar nebeneinanderliegende Zellen verschiedenen Inhalt zeigen, also jede für sich ein besonderes Assimilationsvermögen haben muß. An Fig. 15 enthalten die einen karminroth gefärbten Zellsaft (***), andere gelbe Farbkörnchen (*), andere braune Farbe, d. h. orangegelbe Farbkörnchen schwimmend in karminrothem Zellsaft (**). Die unbestimmten, gebrochenen Farben, namentlich alle Töne von Braun, werden meist durch Ueberlagerung verschieden gefärbter Zellenschichten gewissermaßen gemischt (wie durch Uebereinanderlegen verschieden gefärbter Gläser eine Mischfarbe entsteht), oder wie in dem Falle der Fig. 15** dadurch, daß körniger Farbstoff in einem anders gefärbten Zellsaft suspendirt sind. Die schwarze Farbe kommt in den Zellen nicht vor. Die Samenschale der schwarzen Bohnen und anderer schwarz aussehender Samen scheint nur schwarz; ein mikroskopisches durchsichtiges Schnittchen zeigt blaue karminrothe oder braune Farbe. Es ist dasselbe wie im Farbenkasten das Täfelchen von Preußischblau auch fast schwarz aussieht.

Das Sammetartige, was besonders bei vielen Blumenblättern neben der Pracht der Farbe noch hinzukommt, ist durch eine besondere Gestalt der Farbzellen bedingt. Dieselben treten nämlich entweder blos stark gewölbt oder sogar — was Fig. 13 zeigt — horn- oder flaschenhalsförmig über die Ebene der Blattoberfläche empor, so daß also die Fläche wirklich dem Sammet mehr oder weniger ähnlich wird. Je höher sich die Zellen auf diese Weise erheben, desto sammetartiger ist natürlich das Ansehen des Blattes.

Die Zellenhaut selbst ist wie gesagt selten gefärbt; am häufigsten noch bei den Oberhautgebilden (Schüppchen, Haare ꝛc.), und dann ist die Farbe meist braungelb bis braun. Fig. 16 ist der Querschnitt von 4 braunen Zellen aus dem Stocke eines Farrenkrautes.

Es bleiben uns noch die Krystalle übrig, welche in sehr verschiedenen Gestalten und sehr häufig in den Zellen gewisser Pflanzentheile, namentlich der Rinde, vorkommen, ja es giebt vielleicht keine Pflanze, welche nicht dergleichen enthielt. Sie liegen entweder einzeln (19) oder zu Bündeln vereinigt (17) oder morgensternförmige Drusen bildend (18) in den Zellen und bestehen aus kleesaurem, kohlensaurem, phosphorsaurem oder selbst schwefelsaurem Kalk. Sie sind wahrscheinlich für das Pflanzenleben bedeutungslos gewordene Abscheidungen, die in den Zellen, in welchen wir sie finden, in ihren Bestandtheilen sich verbindend Krystallgestalt angenommen haben.

Diese kurzen Mittheilungen erschöpfen die anziehende Lehre von den Zelleneinschlüssen noch nicht, gewähren uns aber eine Uebersicht, durch welche wir die Pflanzenzelle als eine mit den manchfaltigsten Stoffen gefüllte Vorrathskammer kennen lernen. Wer von meinen Lesern im Besitz eines Mikroskopes ist wird schon wissen, daß es zu den unterhaltendsten Beschäftigungen mit demselben gehört, diese kleinen Erzeugnisse des Zellenlebens aufzusuchen.

Kleinere Mittheilungen.

Gegen die Kartoffelkrankheit. Nach Martelliere schützt man die Kartoffeln durch folgendes einfache und wirksame Mittel vor der Krankheit. Man treibt die Schafe auf die Kartoffelfelder, sogleich nach der Blüthe, läßt sie daselbst das erste Mal etwa 2 Stunden, dann eine Stunde, nachher eine halbe Stunde täglich bis Ende August. Man schickt sie auch während des Septembers noch ein paar Mal hin. Der Schäfer hat dafür zu sorgen, daß die Schafe über das ganze Feld gehen. Hundert Schafe können 4 Hectaren (gegen 7 Joch) Kartoffeln schützen. Die Kartoffeln in den Gärten düngt man mit Schafmist. Während fünf auf einander folgenden Jahrgängen wurde dieses Mittel mit vollem Erfolge von Holland in Malignes angewandt. Um seine Erfahrungen sicher zu stellen, trieb Holland die Schafe 1860 nicht auf die Kartoffeln; sie gingen zu Grunde.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer muß es in der 1—2. Zeile der Anmerkung auf der 1. Seite Herausgeber statt Verleger heißen.

Witterungsbeobachtungen.

Nach dem Pariser Wetterbulletin betrug die Temperatur um 7 Uhr Morgens:

in	8. Oct. R°	9. Oct. R°	10. Oct. R°	11. Oct. R°	12. Oct. R°	13. Oct. R°	14. Oct. R°	15. Oct. R°	16. Oct. R°	17. Oct. R°	18. Oct. R°	19. Oct. R°	20. Oct. R°	21. Oct. R°
Brüssel	+ 9,0	+ 10,7	+ 11,9	+ 11,6	+ 11,2	+ 10,4	+ 12,6	+ 12,7	+ 10,1	+ 8,8	+ 10,8	+ 10,2	+ 10,2	—
Greenwich	+ 12,6	+ 8,7	+ 12,2	+ 11,7	+ 10,5	+ 10,9	+ 11,7	+ 9,5	+ 9,8	+ 10,5	+ 12,2	+ 11,6	+ 10,7	+ 9,4
Valentia	—	+ 8,5	—	—	+ 7,5	—	+ 8,5	+ 8,0	+ 8,0	+ 9,4	—	+ 7,5	+ 7,1	+ 8,9
Havre	+ 11,0	+ 9,5	+ 11,0	+ 11,1	+ 11,0	+ 11,4	+ 11,0	+ 10,0	+ 10,8	+ 11,1	+ 10,4	+ 11,8	+ 11,2	+ 11,8
Paris	+ 12,3	+ 8,4	+ 9,8	+ 10,5	+ 9,1	+ 8,7	+ 9,6	+ 10,8	+ 9,4	+ 7,4	+ 10,4	+ 8,7	+ 7,3	+ 7,9
Straßburg	+ 9,3	+ 9,4	+ 10,1	+ 8,5	+ 9,8	+ 9,0	+ 10,0	+ 8,6	+ 10,7	+ 9,5	+ 7,8	+ 7,3	+ 7,6	+ 8,4
Marseille	+ 14,4	+ 13,1	+ 11,2	—	—	+ 12,9	+ 16,3	+ 17,3	+ 11,2	+ 9,9	+ 9,6	+ 11,5	+ 12,0	+ 11,7
Madrid	+ 3,4	+ 5,2	+ 7,7	+ 6,7	+ 3,6	+ 7,8	+ 8,6	+ 7,1	+ 6,0	+ 6,1	+ 7,8	+ 8,6	+ 9,1	+ 10,6
Alicante	—	+ 15,2	+ 16,5	+ 14,4	+ 12,8	+ 13,3	—	+ 14,4	+ 15,4	+ 15,7	+ 15,4	+ 14,6	+ 16,5	+ 16,2
Rom	+ 12,7	+ 13,7	+ 12,2	+ 11,8	+ 15,1	+ 12,3	+ 11,2	+ 12,0	+ 17,2	+ 14,6	+ 11,0	+ 12,0	+ 10,4	—
Turin	—	+ 11,2	—	—	+ 9,6	+ 9,6	+ 9,6	+ 9,6	+ 10,8	+ 12,0	—	+ 11,6	+ 11,6	+ 11,2
Wien	+ 10,0	+ 11,2	+ 9,9	+ 9,2	+ 10,8	+ 11,3	—	+ 9,9	+ 9,6	+ 12,4	+ 9,9	+ 5,4	+ 6,1	+ 7,8
Moskau	+ 7,6	+ 4,6	+ 8,1	+ 4,8	—	—	+ 3,8	+ 1,0	—	+ 5,0	+ 8,1	+ 6,2	—	+ 8,8
Petersb.	+ 8,9	+ 5,2	+ 6,4	+ 3,1	+ 0,2	+ 0,5	+ 0,3	+ 4,3	+ 6,0	+ 8,2	+ 7,8	+ 4,4	+ 7,5	+ 4,6
Stockholm	+ 7,2	+ 7,0	+ 5,8	—	+ 8,5	+ 7,4	—	+ 9,0	+ 8,6	+ 8,0	+ 6,1	—	—	—
Kopenh.	+ 8,9	+ 8,7	+ 9,1	+ 10,0	+ 9,8	+ 9,8	+ 9,8	+ 9,0	+ 9,7	+ 9,8	+ 9,0	+ 9,1	+ 10,2	+ 7,4
Leipzig	+ 7,9	+ 9,8	+ 9,0	+ 8,8	+ 5,8	+ 8,6	+ 10,7	+ 10,2	+ 10,2	+ 8,8	+ 7,8	+ 6,8	+ 6,4	+ 7,5

Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Schnellpressendruck von Ferber & Seydel in Leipzig.